



Abend:

Zeitung.

138.

Montag, am 10. Juni 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Geistererscheinungen, und ob deren Unmöglichkeit sich beweisen lasse.

Glaube und Aberglaube scheinen nirgend und zu keiner Zeit eine genau begrenzte, in sich selbst abgeschlossene, Gestalt gehabt zu haben, vielmehr immer dem Einflusse der eben vorherrschenden, allgemeinen Ansichten unterworfen gewesen zu seyn. Der Kürze wegen die heidnische Vorzeit ganz übergehend, wollen wir unsere Betrachtung erst mit der christlichen Epoche beginnen. Vieles, was in den ersten Jahrhunderten des Christenthums dem damals sehr weiten Gebiete des Glaubens noch nicht streitig gemacht worden, war beim Eintritt der Reformation schon als Aberglaube anerkannt. Wie Klein aber fand diese noch das Feld des letztern in Vergleichung zu seinem jetzigen ungeheuern Umfange. Nur bei einem allerdings nicht unbedeutenden Zweige des Aberglaubens, den Gespenstererscheinungen und dergleichen hier zu verweilen, wie wenig fiel noch dem großen, die meisten seiner Zeitgenossen an hellem Blick und Geistesstärke überhaupt, weitüberragenden Martin Luther, ein Zweifel gegen die nun schon seit langer Zeit, beinahe allgemein geläugnete Möglichkeit des Eingreifens einer übersinnlichen Welt in die unserige durch uns erkennbare Erscheinungen, Klänge u. s. w. ein. Hatte doch die aus dem Glauben an Geisterspuk hervorgegangene Beschuldigung des Umgangs mit dem Satan nie zuvor ihre hirnlose und barbarische Wuth in solchem Grade dargethan, als während des Jahrhunderts, wel-

chem wir die Kirchenverbesserung verdanken. Späterhin war das mit dem glänzenden Beinamen des philosophischen geschmückte, bereits bemüht gewesen, allen Glauben in das verfehnte Reich des Aberglaubens hinüberzuschleudern, als, noch gegen den Schluß des nurgenannten Jahrhunderts, eine scheinbar den Fundgruben der Erfahrung und des Wissens entlehnte heimliche Zauberwelt dem vorherrschenden Unglauben imponirend wieder entgegentrat. Aber die Zeit solcher Gaukeleien war vorüber. Der von Cagliostro und Consorten frech usurpirte Ruhm mußte gar bald einer wohlverdienten Schmach anheimfallen und zugleich dazu beitragen, daß der durch Mesmer und Puissegur hervorgerufene, thierische Magnetismus, auf den jene großentheils ihren Trug zu bauen gewußt hatten, von den Schlacken gereinigt, der Wissenschaft würdig erhalten wurde.

Die schon lange zuvor durch den wackern Thomasius rühmlich bekämpften Schauer der Gespensterfurcht, welche im Gefolge der angeblichen Naturgeheimnisse jener Gaukler, zurückzukehren trachteten, wurden nach deren Sturze von allen Seiten mächtig angegriffen. Noch nie war die Furcht vor Gespenstern für so große Schande gehalten worden, wie damals. Die Druckerpresse machte sich's besonders zur Pflicht, Geistergeschichten herbeizuschaffen, die, so unerklärbar sie auch aussahen, doch zuletzt eine natürliche Auflösung gestatteten und darthaten. Vorzügliches Gewicht legte die Pädagogik darauf, daß in den zarten Seelen der Jugend der Glaube an das Wunderbare ferner keine Nahrung erhielt. Allenthalben wurde

die Kinderstube von den Fabeln und Sagen gereinigt, die den Kleinen aller Zeiten zur süßesten, geistigen Kost gebient hatten. Wenn auch die Personen der Ammen, als nothwendiger Uebel, keinem allgemeinen Verbote unterliegen konnten, so wurden doch ihre für die hauptsächlichsten Quellen der Gespensterfurcht erklärten Mährchen desto unerbittlicher verfolgt und verwiesen. Da fing plötzlich in Frankreich die Erziehung des menschlichen Geschlechts auf eine andere Manier an. Es geriethen aber dabei die Köpfe der Menschen in solche Gefahr, daß die meisten nur an Bewahrung des ihrigen dachten und über der blutigen Wirklichkeit die Schattenwelt der Gespenster in dem ganzen, von gleicher Gefahr bedrohten Europa vergessen wurde. Sie würde es vielleicht geblieben seyn, auch nachdem die blutbefleckten neuen Pädagogen gelindere Saiten aufgezogen, hätte man sich nicht dann und wann wieder manch Unheimliches von übersinnlichen Naturen zugeflüstert, die ohngeachtet der über sie durch den menschlichen Verstand verhängenen Proscription, auf einem neuen Weltgange sollten ertappt worden seyn. Die Presse rückte gelegentlich wieder mit alten Sagen, Mährchen und Dichtungen hervor, denen die Geisterwelt zur Grundlage diente, versorgte sogar die Kinderstube von Neuem mit geistigem Ammenkrame, wonach sie eben erst recht geschmachtet, wenn ihr Winke von dieser alten Mode zugekommen waren und sie solche Trost der vielen höchstverständigen Langweiligkeiten, die ihr als Surrogate dafür dargeboten wurden, gar schmerzlich vermißt hatte. Und weil der Mensch zwar den Kinderschuh zu einer gewissen Zeit allerdings zu entwachsen pflegt, gleichwohl aus der Kinderei lebenslang nicht herauskommt, so fanden auch die den Kinderjahren, zum Theil vorlängst, Entronnenen, vielleicht mehr als je, Geschmack an den unerklärbaren Gestalten und Lauten, die, wie vormals, aus einer andern Welt in die unsrige herüberdringen sollten. Zum Glück war inzwischen die eigentliche Furcht vor Gespenstern, den Erwachsenen fast insgesammt verloren gegangen. Vielleicht, weil sie den fast unglaublichen Schauern der Wirklichkeit zu nahe gestanden, um noch vor Dingen zu zittern, die auch bloß nichtige Vorspiegelungen einer aufgeregten Einbildungskraft seyn konnten. Als letztere betrachtete man in der That das ganze Gespensterwesen nunmehr beinahe allgemein.

Dessenohngeachtet wurden und werden sogar die Ungläubigsten in diesem Punkte, welche gleichsam daraus Profession machen, jeder mit dem blauen Zauberduste der übersinnlichen Ferne angethanen Geschichte diesen sorgfältig abzuwischen, mitunter von den, diesem Treiben ganz

widersprechenden, Stimmungen überrascht. Sie gleichen dann Goethe's Fischer, der, die Angel in der Hand, am Flusse sitzend, von dem wunderbaren Weibe unter den Glanz der Welle hinabgezogen wird. Dem, ihren Fuß umspielenden, unbekanntem Elemente Hohn sprechend, haben sie schon manchen Fang daraus, als Siegeszeichen todt neben sich liegen, da müssen sie doch noch dem Wunder in die sie umschlingenden Arme folgen! Nacht und Einsamkeit, nebst den uns umringenden herrlichen Räthselbildern der Natur, bieten die meiste Anregung zu solchen Stimmungen dar. Zuweilen werden wir auch durch Mittheilungen von Thatsachen, die, aus glaubwürdigem Munde als wirklich geschehen vorgetragen, ohne Annahme eines Wunders unmöglich erscheinen, oder von merkwürdigen Träumen und Ahnungen darcin versetzt. Hierher gehören besonders sogenannte Todesanzeigen und die vielen, durch die furchtlosesten, vorurtheilfreisten und überhaupt in jeder Hinsicht unverwerflichsten Zeugen bestätigten Fälle, wo Kranke, während ihr kraftloser Körper sie fest an das Sterbelager ketzt, Andern und zwar gemeiniglich den ihrem Innern zunächst Stehenden, die oft an weit entfernten Orten wohnen, in ihrem Todesaugenblicke, der ganzen, ihnen eigenthümlich gewesenen, Gestalt nach, bisweilen, ohne einen Laut von sich zu geben, mitunter aber auch unter der lauten Verkündigung, daß sie so eben dieses Leben verlassen haben, erscheinen. Merkwürdig ist das Beispiel dieser Art, welches ein nun Verstorbener mittheilt, den schwerlich Jemand des Aberglaubens beschuldigen wird, unser berühmter Wieland, im 37sten Bande seiner Werke (Ausgabe vom Jahre 1805. Seite 239), von Frau v. K., einer in aller Art ganz ausgezeichneten, übrigens allerdings dem Uebersinnlichen ganz ergebenen Dame. Ihr hauptsächlichstes Streben war auf Wohlthaten gerichtet, so daß sie von den Armen eines weiten Umkreises wie ein Schutzengel betrachtet und geliebt wurde. Uebrigens war sie dem Zustande des natürlichen Schlafwandeln's häufig unterworfen. Man gewöhnte sich aber um so leichter an dieses ihr Umhergehen mit geschlossenen Augen und andere Beschäftigungen in dieser Verfassung, da sie gewöhnlich nachher versicherte, während derselben unbeschreibliche Herrlichkeiten gesehen und gehört zu haben. Obschon Protestantin, standen ihr Gemahl und sie doch mit dem Beichtvater eines benachbarten Benediktinerinnenklosters, dessen Lehnsmanu Herr v. K. als Gutsbesitzer war, in so vertrauten Verhältnissen, daß der durch Vorzüge des Geistes und Herzens und gefällige Sitten empfohlene Pater im ganzen K. schen Hause als ein Familienglied betrachtet wurde.

Schon lange vor dem Tode der Frau v. R. fand eine Versetzung des Pater's aus seinem zeitherigen Wirkungskreise in die Lehrerstelle an eine davon über dreißig Meilen entfernte, Schule statt. Den mit dieser Trennung für beide Theile verbundenen Schmerz suchte man durch recht fleißigen Briefwechsel möglichst zu beschwichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Reflexe aus Leben und Literatur.

Von R. v. Groscreutz.

Sittenverderbnis ist nicht Folge des Luxus, sondern Luxus ist die Folge des Sittenverderbnisses.

Doctores misericordiae dürfen mit der Kritik nichts zu schaffen haben.

Im dramatischen Dichter geht eine Art Seelenwanderung vor, indem nach Maassgabe seiner Arbeit verschiedene Seelen in ihn fahren, die er denken und agiren läßt — unter Inspection seiner eignen.

Geist und Leib sind solidarisch verantwortlich; was der eine gestreift, muß der andere mit büßen.

Ist jene Philosophie, die ein ewiges Fortschreiten des Menschen zum Bessern lehrt, vielleicht nur ein schöner Traum? Wohl sind es schöne Tugenden, Liebe, Glaube, Hoffnung! Aber muß nicht endlich Liebe Haß, Glauben Unglauben werden, wo jede Hoffnung Täuschung wird?

Ludwig XIV. war ein Usurpator; er hat einen Ruhm usurpirt, der ihm nicht gebührt.

Da selbst das, was wir ganz nennen, nur Stückwerk, Fragment ist, so wäre ein Fragment wohl „ein fragmentarisches Fragment.“

Bunte Blätter.

Von Fr. Faber.

Deutscher Stoff zu einem Lustspiel. — Das Abenteuer eines Adligen aus dem Münster'schen, das wir hier erzählen, fällt in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. — In der Familie des Herrn v. Pl** war ein sehr bedeutendes Fideicommiss vorhanden, doch mit der Bedingung, daß, wäre der Stammherr im 30. Jahre seines Alters nicht vermählt, das Fideicommiss an die jüngern Geschwister oder an andre Linien übergehen sollte.

Nun hatte jener Herr v. Pl** vollauf in Wien gelebt, ohne sich viel um seine Ahnen und ihre Vermächtnisse zu kümmern, und den letzten Tag des 29. Jahres erreicht, ohne zur Heirath zu schreiten. Er hätte wahrscheinlich auch im 30. nicht daran gedacht, wenn nicht ein wuchernsder Jude, welcher Grund hatte, die Familienverhältnisse des westphälischen Edelmanns auszukundschaften, athemlos herbeigeeilt wäre, um ihn zu bitten und zu beschwören, sich noch an demselben Tage zu verheirathen; wo nicht, so müsse er, der Moses, zu einer gerichtlichen Vorladung schreiten. Da war guter Rath nicht wohlfeil. Zum Glück besinnt sich der Herr v. Pl**, daß ihm vis à vis eine adlige obgleich arme Witwe mit zwei Töchtern logire, mit welchen er bisweilen geliebäugelt und Phrasen gewechselt habe. Herr v. Pl** läuft zu ihnen hinauf, schellt und ruft, sobald die Witwe die Thür öffnet, ihr entgegen: „Madame, Sie haben zwei schöne Töchter; erlauben Sie mir, in der Eile die älteste zu heirathen!“ — Sie spaßen! sie ist versprochen. — „Ach Gott, das thut mir außerordentlich leid; und die jüngste?“ — Ist noch keine Braut. — „Ach, so werde sie die Meinige!“ — Diese dringende Freierei an der Thür schien der Witwe ein Zug von Narrheit; doch als sie den Freier eingeführt hatte, erklärte er sich. Man fand da seine Eile ganz natürlich, und weil man schon etwas von ihm wußte, so war kein Bedenken, das arme Fräulein zu Gunsten des beträchtlichen Fideicommisses hinzugeben.

Indisches Recept zu einem guten Minister. — In den Gesetzen Menu's kommt vor: ein König solle zu seinem Minister nehmen einen Eingebornen des Landes, rein in allen seinen Wegen, und sauber in seiner Kleidung, nicht einen, der ein Ausgestoßener ist, oder eitlen Lüsten ergeben, oder den Weibern zu hold, sondern gut berufen, wohlgewandt in den Regeln des Wortstreits, festen Sinnes und erfahren in Erhebung von Einkünften.

Die neuen Virgile.

Ein Mantuaner (sagt uns Florian),
Der von dem Morgen bis zum Abend
In seinem Maro las, der sprach: „D eitler Bahn,
Wer das nachahmen will, den Geist so frisch und labend,
Die schönen Bilder und das Zartgefühl!“
Da klang ihm nah' die zauberische Leier
Delille's, und er rief mit Feuer:
„O Musengott, da ist noch ein Virgil!“ —

Wer möchte dieses Urtheil schelten?
Doch unser'm Voss könnt' es noch eher gelten.

Karl Geib.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mainz.

(Beschluß.)

Das feurige Auge der Bajadere hat mit den Flammenblicken der französischen und spanischen Tänzerinnen nichts gemein; es besticht und cokettirt nicht, sondern es erhebt. Am nächsten kommen wir der Bedeutung dieser Tänze, wenn wir in ihnen einen Priesterdienst sehen; Spiel und Bewegungen sind nichts als einfache Herzensergüsse, die uns darum kalt lassen, weil wir keine Idee von dieser Andacht haben. Und dann die Musikbegleitung bei diesen Tänzen! Es giebt nichts Ohrenzerreißenderes und Widerwärtigeres als diese Begleitung, und wenn es möglich wäre, daß diese Bajadertänze uns fesseln könnten, so würde diese Musik uns sicherlich verschrecken. Dagegen erzählen uns die französischen Feuilletonisten von dieser Musikbegleitung folgende Uebertreibung: „Im Augenblicke, wo die Truppe sich zeigt, sind die Musiker hinter den Tänzerinnen aufgestellt. Der Leiter des Gesangs begleitet sie mit einer Art von Gabeln, welche die Kastagnetten kaum an Größe erreichen. Von seinen beiden Mitgenossen hat der eine eine Flöte, deren Ton dem des Dudelsackes ähnlich ist, und der andere ein Tamburin, welches er nicht mit Ringen, sondern mit den Fingern schlägt. Diese Musikbegleitung erinnert an die Einfachheit und Jugend der musikalischen Kunst!“ Einfach ist diese Musik allerdings, aber eben so widerwärtig als einfach. Zwei dieser Musiker tragen eine Art Turban und ungeheuerer Ohrgehänge. Mitten auf ihrer Stirne glänzt eine tatovirte Figur in brauner Farbe von der Größe eines Thalerstückes. Weiße seidene Beinkleider, von einem Gürtel gehalten, steigen bis zu den Knien herab. Zwei dieser Männer sind noch jung, ihre Züge einnehmend. Der Leiter der Gesangs, der etwa fünfzig Jahre zählen mag, hat einen weißen Bart, etwa nach Art unserer Elegants gezogen.

Seit meinem jüngsten Berichte haben unsere Concertsäle mannigfaltige Genüsse geboten, Unter anderm veranstaltete der ausgezeichnete Pianist Mloys Schmidt aus Frankfurt ein vortreffliches Concert zum Besten der Armen, worin einige seiner bedeutsamsten Compositionen (eine Symphonie und zwei Clavier-Conzerte) ausgeführt wurden. Schmidt's Compositionen zeichnen sich durch Klarheit, Geist und Classicität aus, er verdient von dieser Seite unter die vorzüglicheren, deutschen Meister gezählt zu werden. Was aber sein Piano-Spiel betrifft, so kann man sich kaum ein gediegeneres Spiel denken. Der Ton ist markig und voll Leben, die Technik ist bewundernswerth. Herr Schmidt hat im Sinn, hier in Mainz den Grund zu einer musikalischen Academie zu legen, wozu der Himmel seinen Segen geben wolle. — Ein anderes Concert wurde zum Vortheile des Orchester-Pensionsfond gegeben. In diesem Concert zeichneten sich ebenfalls zwei Gäste aus, der Pianist Baldnecker jun. aus Frankfurt und der Violinist Hom aus München. Der erstere ist ein hoffnungsvolles junges Talent, das sich so eben erst entwickelt; der letztere ist ein fertiger Meister. Sein Spiel verdient die Bewunderung aller ächten Freunde und Kenner des lieblichen und schwierigen Instruments. — Durch die Liebtafel wurde am Charfreitag das herrliche

Oratorium von Haydn „die sieben letzten Worte Jesu“ ausgeführt. Das Auditorium war äußerst zahlreich, und der Eindruck erhehend. Es gereicht dem Dilettanten-Institut zur Ehre, daß es sich an solche classische Musik wagt, und mit Glück wagt. Die präcise Durchführung dieses Meisterwerkes sollte nicht ahnen lassen, daß hier einzig Dilettanten wirkten. — Wieder ein anderes Concert fand am ersten Ofterabend Statt, verbunden mit Declamation und plastisch-mimischen Bildern nach dem alten Testament. Die Bilder waren von Herrn Remie mit großem Geschick angeordnet, die Musikstücke waren ernster Natur (die Pastoral-Symphonie; mehrere Gesangstücke aus der „Schöpfung“, mehrere Cantaten u. s. w.), die Declamationen wurden von unsern besten Bühnenmitgliedern gegeben. Ein Instrumentalstück (Conzertino für zwei Hörner) wurde von den beiden bewährten Virtuosen der Biebericher Capelle (Grimm und Mayer) unter großem Beifall aufgeführt. — Endlich hatten wir noch ein Concert, veranstaltet von Mad. Fischer-Stollberg aus Wien, das wenig Theilnahme fand. Mad. Fischer mag wohl zu ihrer Zeit eine gute Sängerin gewesen seyn; heute aber sind kaum mehr die Spuren einer guten Sängerin da. — So hätte ich ohngefähr die Reihe unserer jüngsten Concerte kurz angeführt. Sie sehen daraus, daß die Kunst, besonders die Musik nicht feierte. —

Unser Theater war in langer Zeit nicht so thätig, als in dieser Winterfaison; auch gelang es Herrn Remie, einige neue Mitglieder zu gewinnen (z. B. Herr Müller, den Schauspieler, Herr Bayer, den Tenorist), die vieles beitrugen, die Oper und das Schauspiel zu heben. Gaststir haben die Schauspieler Haake, Schramm und Penkel, mit verschiedenem Erfolg; allein diese Gastspiele brachten für das Publikum das Gute, daß das Drama wieder etwas aus seiner Versunkenheit und Lethargie herausgerissen wurde. Der Novitäten hatten wir eine große Menge, gute und schlechte, und wer in diesem Jahre über unser Repertoire und über Mangel an Abwechslung klagen wollte, wird wohl niemals zu befriedigen seyn. Während auf diese Weise Herr Remie die Stimmen aller Theaterfreunde so wie auch die Localcritik für sich gewinnt, ist es merkwürdig, daß die städtische Behörde eine neue Ausschreibung (Verpachtung) unserer Bühne veranlaßte, und die Concurrenten einlud, da Remie's Contract abläuft, mit ihm zu rivalisiren. Der Termin verstrich, aber die Concurrenten kamen nicht; sie mögen wohl eingesehen haben, daß, seitdem Wiesbaden sich von uns getrennt hat, hier nicht mehr viel bei der Theaterdirection zu holen sey. Remie verhielt sich bei all dem ganz ruhig, er mag wohl gewußt haben, daß nach ihm es einem andern vollkommen unmöglich wird, mit den vorhandenen Mitteln auszureichen. Was Remie durch weise Sparsamkeit und seltene Kenntniß dieses Geschäftes vermog, kann nicht als Maßstab für andere Directionen dienen. Wenn aber Remie bei all diesen Vortheilen und unter glücklicheren Auspicien nichts bei dieser Direction gewann, so wird ein anderer, weniger befähigter Director wohl sicherlich dabei zu Grunde gehen. Im Augenblicke herrschte nur eine Stimme bei dem hiesigen Publikum über unsere Theatercrise, nämlich daß man den Contract mit Herrn Remie unter allen Bedingungen auf weitere fünf Jahre ausdehnen möge, weil nur Herr Remie der Mann ist, dieses Institut noch zu erhalten. Ob auch die städtische Behörde so denkt, muß sich nun in den ersten Tagen herausstellen. —